

„Mache dich auf und geh nach Sarepta“ (1 Kön 17,9)

Fastenpredigt am 4. März 2007 im Hildesheimer Dom

Da erging das Wort des Herrn an Elija: Mach dich auf und geh nach Sarepta, das zu Sidon gehört, und bleib dort! Ich habe dort einer Witwe befohlen, dich zu versorgen. Er machte sich auf und ging nach Sarepta. Als er an das Stadttor kam, traf er dort eine Witwe, die Holz aufblas. Er bat sie: Bring mir in einem Gefäß ein wenig Wasser zum Trinken! Als sie wegging, um es zu holen, rief er ihr nach: Bring mir auch einen Bissen Brot mit! Doch sie sagte: So wahr der Herr, dein Gott, lebt: Ich habe nichts mehr vorrätig als eine Hand voll Mehl im Topf und ein wenig Öl im Krug. Ich lese hier ein paar Stücke Holz auf und gehe dann heim, um für mich und meinen Sohn etwas zuzubereiten. Das wollen wir noch essen und dann sterben. Elija entgegnete ihr: Fürchte dich nicht! Geh heim und tu, was du gesagt hast. Nur mache zuerst für mich ein kleines Gebäck und bring es zu mir heraus! Danach kannst du für dich und deinen Sohn etwas zubereiten; denn so spricht der Herr, der Gott Israels: Der Mehltopf wird nicht leer werden und der Ölkrug nicht versiegen bis zu dem Tag, an dem der Herr wieder Regen auf den Erdboden sendet. Sie ging und tat, was Elija gesagt hatte. So hatte sie mit ihm und ihrem Sohn viele Tage zu essen. Der Mehltopf wurde nicht leer und der Ölkrug versiegte nicht, wie der Herr durch Elija versprochen hatte. 1 Kön 17,8-16

I.

In der Fastenpredigt der letzten Woche haben wir auf den Anfang des Berufungsweges geschaut, auf den der Herr den Elija gerufen hat: In der Verborgenheit des Baches Kerit wird der Prophet von Raben genährt. Und Regens Dr. Hennecke hat einige Gedanken darüber vorgetragen, was Berufung in ihrem innersten Kern meinen kann: die Berufung aller Christen, in der sie zu dem vorstoßen, was ihre eigentliche Identität ausmacht, und die Berufung der Priester, die zum Dienst an der Berufung aller Christen bestellt sind. Das waren sehr allgemeine, sehr grundlegende Gedanken.

Heute wird es konkret, heute bekommt der Berufungsweg des Elija seine erste Konturen in der Welt: In der Lesung aus dem Ersten Buch der Könige hören wir von der Sendung, die Elija vom Herrn erhält. Und man könnte durchaus verwundert sein über diese Sendung. Der erste Auftrag des Herrn führt Elija nicht in den Tempel, nicht in das Gebet; Elija wird auch nicht mit einer wichtigen Botschaft an den Hof des Königs gesandt, ja sein erster Auftrag führt ihn noch nicht einmal nach Israel. Es kommt ganz anders, als man erwarten sollte: „Mach dich auf und geh nach Sarepta, das zu Sidon gehört, und bleib dort! Ich habe dort einer Witwe befohlen, sich zu versorgen.“ Der Herr sendet Elija nach Sarepta, ein Dorf in Phönizien, weit im Norden an der Mittelmeerküste; einen Ort außerhalb des gelobten Landes, im Heidenland – Jesus wird später ausdrücklich auf die Fremdheit der Gegend um Sidon und

Sarepta hinweisen: „In Israel gab es viele Witwen in den Tagen des Elija [...]. Aber zu keiner von ihnen wurde Elija gesandt, nur zu einer Witwe in Sarepta bei Sidon (Lk 4,24-27).

Und Elija wird zu einer *Witwe* gesandt und zu ihrem Sohn, einem Waisen. Die Bibel kennt keine Halbweisen: Wenn der Vater eines noch nicht erwachsenen Kindes stirbt, dann ist es verwaist, weil es keinen Ernährer mehr hat. „Witwen und Waisen“ das ist im Alten Orient, das ist in der Sprache der Heiligen Schrift so etwas wie das Synonym für die Menschen, die ganz unten, ganz am Rand der Gesellschaft stehen. „Witwen und Waisen“, das sind Menschen, die den Verlust des Lebenspartners oder des Vaters, das sind Menschen, die Trauer und Schmerz erlebt haben. Aber nicht nur das. Zur inneren Bewegung und Belastung kommt eine sehr schwierige äußere Situation hinzu. Männer, die verwitweten, konnten weiter arbeiten. Es war sogar selbstverständlich, daß sie wieder heirateten. Verwitwete Frauen dagegen blieben nicht selten allein. Mit der Eheschließung waren sie aus der Familie der Eltern entlassen worden, nach dem Tod des Ehemannes hatten sie aber auch keinen rechten Platz mehr in der neuen Familie. Ohne erwachsene Kinder gab es niemanden, der ein wirkliches Interesse daran hatte, für sie zu sorgen. An eigene, selbständige Erwerbsarbeit war für eine alleinstehende Frau nicht zu denken. Ohne ihren Ehemann war die Witwe zudem keine Rechtsperson mehr und hatte deshalb auch kaum eine Chance, sich gegen erlittenes Unrecht zu wehren.

Die Situation der Waisen müssen wir uns ganz parallel vorstellen. Wie die Frauen auf den Ehemann, so waren die halbwüchsigen Kindern auf den Vater als Ernährer angewiesen – für Witwen und Waisen gab es keine sozialen Sicherungssysteme im alten Israel. Das Alte Testament kennt zwar zahlreiche Rechtsvorschriften, die die Lage von Witwen und Waisen verbessern, ein Überleben garantieren und eine gewisse Rechtssicherheit bieten sollten. Die Praxis freilich sah oft ganz anders aus. Nicht ohne Grund ermahnen die Propheten das Volk immer und immer wieder dazu, die Rechte von Witwen und Waisen zu respektieren. Und auch in Sarepta sieht es anders aus: Die Witwe und ihr Sohn sind am Ende – und das muß man ganz wörtlich zu verstehen. Das Wort, das die Frau zu Elija sagt, ist herzerreißend: „Ich lese hier ein paar Stücke Holz auf und gehe dann heim, um für mich und meinen Sohn etwas zuzubereiten. Das wollen wir noch essen und dann sterben.“

Die Begegnung mit der Witwe von Sarepta – das ist der erste Schritt, in dem Elijas Berufung konkret wird in die Welt hinein. Elijas Berufungsweg führt ihn zu einer Witwe und ihrem Sohn, zu den Armen und Hilfsbedürftigen schlechthin. Der Prophet, der im Auftrag Gottes kommt, erklärt sich mit diesen Menschen am alleruntersten Rand der sozialen Skala solidarisch, und zwar schon allein dadurch, daß er sich außerhalb der Grenzen Israels bewegt:

In Phönizien ist Elija ein Ausländer, ein „Fremder“, d.h. einer, der auf der gleichen Stufe steht wie die Witwe von Sarepta und ihr Sohn – im Sprachgebrauch des AT werden die Fremden immer in einem Atemzug mit den Witwen und Waisen und anderen sozial Benachteiligten genannt. Aber diese Solidarität ist noch nicht alles. Im Auftrag des Herrn wirkt Elija ein Wunder, durch das die Witwe und ihr Sohn Anteil erhalten an der Fülle des Lebens, das von Gott herkommt. Ganz konkret zeigt sich Gottes Sorge für die Armen und Benachteiligten in dem Mehltopf, der nicht leer wird, in dem Ölkrug, der nicht versiegt – Gott selbst sorgt durch seinen Propheten dafür, daß die beiden nicht zugrunde gehen, sondern ihr bescheidenes Auskommen haben.

II.

Der erste Schritt auf dem Berufungsweg des Elija, wie ihn das Erste Buch der Könige erzählt, ist die Zuwendung zu den Witwen und Waisen. Das nicht zufällig, das ist ein Hinweis auf eine ganz wichtige, unverzichtbare Dimension von Berufung überhaupt. Wenn der Gott Israels, wenn der Gott Jesu Christi Menschen ruft, dann ist dieser Ruf immer auch ein Ruf zu den Armen, zu den Benachteiligten. Warum ist das so? Es ist ja durchaus nicht selbstverständlich. Man könnte meinen, Berufung heiße vor allem Dasein für Gott, heiße Absonderung von der Welt, möglichst ohne die Ablenkung durch die Beziehung zu anderen Menschen oder gar durch den Dienst, den man an Ihnen leistet. Daß das so nicht stimmt, zeigt natürlich die Tradition der Kirche in den vielen Heiligen und den unzähligen Ordensgemeinschaften, die sich in besonderer Weise dem Dienst an den Armen und Kranken widmen. Aber noch einmal: Was ist der innere Grund dafür?

Es handelt sich nicht einfach um ein Gebot, das Gott erlassen hätte, um das menschliche Zusammenleben erträglicher zu machen oder gar für sozialen Frieden zu sorgen. Der Grund für diese Hinwendung zu den Armen und Benachteiligten ist in Gott selbst gelegt. Die Psalmen sprechen immer wieder von Gott als dem Freund der „Witwen und Waisen“: So heißt es in Ps 146,9: „Der Herr beschützt die Fremden und verhilft den Waisen und Witwen zu ihrem Recht.“ Oder in Ps 68,6: „Ein Vater der Waisen, ein Anwalt der Witwen ist Gott in seiner heiligen Wohnung.“ Beim Propheten Jeremia ergreift der Herr sogar selbst in erster Person das Wort und sagt: „Lass deine Waisen! Ich will für sie sorgen, deine Witwen können sich verlassen auf mich.“ (Jer 49,11)

In der Sendung Jesu, die uns das Innere Gottes selbst offenbaren will, wird sich dieselbe Bewegung Gottes zu den Armen spiegeln, die in der Sendung Elijas zur Witwe von Sarepta und ihrem Sohn zum Ausdruck kommt. „Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, wie

Gott zu sein, sondern er entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich.“ (Phil 2,6f) Was der Hymnus aus dem Philipperbrief in großen Worten zum Ausdruck bringt, das hat Jesus in den zahllosen Begegnungen mit den Armen und Ausgegrenzten, mit Zöllnern und Dirnen, mit Aussätzigen und Behinderten ganz konkret umgesetzt: Sein Platz war nicht zuerst bei den Erfolgreichen, den Angesehenen und Einflußreiche, sein Platz war am anderen, am unteren Ende der Gesellschaft.

III.

Es gibt in unserer Kirche ein Amt, das diese Bewegung Gottes zu den Armen, seine Solidarität mit den Benachteiligten, die sich uns unhintergebar in der Sendung Jesu Christi gezeigt hat, sakramental repräsentiert; ein Amt, in dem dieser Christus, der sich zum Diener aller gemacht hat, sozusagen leibhaftig gegenwärtig ist: das Amt des Diakons. Papst Paul VI. schreibt in dem Dokument „Ad pascendum“, mit dem er 1972 die Wiedereinführung des Ständigen Diakonates verkündet: „Der Diakonat ist ein Zeichen oder Sakrament Christi, des Herren selbst, der nicht gekommen ist, um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen.“ (vgl. Mk 10,45) Das heißt nicht, daß Diakone diese Zuwendung, diese Solidarität, diesen Dienst an den Armen besser leisten könnten als andere, geschweige denn, daß sie ihn aktuell immer und überall besser tun würden. Aber der Diakonat ist ein Amt in der Kirche, in dem diese Bewegung *Gottes* zu den Armen in konkreten Personen Gestalt gewinnt – und zwar durch Gottes Handeln im Sakrament, das einen Menschen ganz ergreift und nicht durch das besondere, außergewöhnliche und stets vorbildliche Handeln dieser Männer, das gleichwohl natürlich zu wünschen und zu fordern ist. Dadurch, daß Gott Menschen beruft, seine Solidarität mit den Armen in ihrer Person sakramental darzustellen, wird deutlich, daß diese Zuwendung zu den Benachteiligten mehr ist als ein Handeln, daß sich von bloßen Vernunftbegründungen leiten lässt, sondern daß es in Gott selbst seine Begründung hat.

Manche Ständigen Diakone und alle Priester, die ja ebenfalls zu Diakonen geweiht sind, versprechen bei ihrer Weihe den Zölibat – eine Lebensform, die nicht aus rein menschlichen Maßstäben ableitbar ist. Vielleicht kann auch diese zeichenhafte Lebensform – wenigstens in einer ihrer vielen Dimensionen – von der Bewegung Gottes zu den Armen hin gedeutet werden. Als ein Aspekt der frei gewählten Ehelosigkeit kann sicherlich die Solidarität mit denen verstanden werden, die aus den verschiedensten Gründen auf Ehe und Familie verzichten müssen: weil sie behindert oder krank sind; weil die wirtschaftlichen oder sozialen Verhältnisse es nicht erlauben; weil sie sich wegen erlittener Enttäuschungen oder Verletzungen verschlossen haben. Der bekannte Theologe Johann Baptist Metz hat das einmal

so formuliert: „[Die Ehelosigkeit] drängt in die helfende Solidarität mit jenen Ehelosen, für die Ehelosigkeit, sprich: Einsamkeit, sprich: ‚keinen Menschen haben‘, gerade keine Tugend ist, sondern Lebensschicksal; sie drängt zu den in Erwartungslosigkeit und Resignation Eingeschlossenen.“ (Zeit der Orden?, Freiburg i. Br. 1986, 86f).

IV.

Die Bewegung zu den „Witwen und Waisen“, die der erste konkrete Schritt ist in der Berufungsgeschichte des Elija; die Solidarität Gottes mit den Armen, die im sakramentalen Amt repräsentiert wird – das ist keine Äußerlichkeit, das ist kein Zusatz, sondern führt zum Wesentlichen christlicher Berufung, zum Kern dessen, was unseren Glauben ausmacht. Die Zuwendung zu denen, die am Rand der Gesellschaft stehen, das konkrete Überlegen, wie wir ihnen helfen können, ist eine große Chance für die Vertiefung unseres Glaubens.

Ich will Ihnen von Jörg erzählen. Wir haben gemeinsam Abitur gemacht. Er war evangelisch getauft wie die meisten Menschen in der Gegend, wo ich herkomme. Mit den anderen ist er zur Konfirmation gegangen, hat sich aber nie in besonderer Weise kirchlich engagiert. Wie das so üblich war – man bekam nämlich einige Tage schulfrei – ist er regelmäßig zum Evangelischen Kirchentag gefahren.

Bei einem dieser Kirchentage, es muß dann schon nach dem Abitur gewesen sein, hat Jörg bei einem der zahllosen Angebote, die es bei so einer Großveranstaltung gibt, die Gemeinschaft San Egidio kennengelernt. San Egidio ist eine in den 50er Jahren in Rom gegründete Gemeinschaft, deren Mitglieder Freundschaft mit den Armen zu leben versucht. Angefangen haben sie damals mit Nachmittagsbetreuung und Hausaufgabenhilfe für benachteiligte Kinder, später kam ein Mittagstisch für Bedürftige und vieles andere hinzu. Auch international ist die Gemeinschaft heute engagiert, kämpft gegen die Todesstrafe und setzt sich auf der ganzen Welt für den Frieden und den Dialog der Religionen und Kulturen ein.

Jörg war davon angesprochen, was die Leute von San Egidio machen und hat begonnen, in Ostdeutschland, wo er damals, Mitte der 90er Jahre studierte, eine Nachmittagsschule für Kinder aus den Plattenbauten aufzubauen. Durch das, was er da getan hat und durch den Kontakt mit Menschen, die in der Gemeinschaft verwurzelt waren, hat er sich dann immer mehr gefragt, warum er das eigentlich tut, woher die Leute von San Egidio die Kraft für Engagement nehmen?

Und es ist in ihm die Überzeugung gewachsen, daß es mit mehr zu tun haben muß als mit dem einfachen Impuls, „etwas Gutes zu tun“, nett zu sein oder die Menschheit voran zu bringen, wie das auch ein Humanist, ja sogar ein Kommunist von sich behaupten könnten. Jörg hat

dort, im Dienst an benachteiligten Kindern, später in München an einsamen alten Menschen seine christliche Berufung gefunden. Er hat angefangen, regelmäßig die Heilige Schrift zu lesen, zu beten. Jörg hat seine geistliche Heimat bei San Egidio gefunden. Und auch seine Frau hat er im gemeinsamen Dienst für die Armen kennengelernt.

Im Sommer letzten Jahres war ich bei ihrer Hochzeit in München. Ganz bewußt hatten sie als Ort die nicht sehr ansehnliche Pfarrkirche eines Außenbezirkes gewählt, weil sie neben dem Alten- und Pflegeheim liegt, das Jörg und seine Frau regelmäßig besuchen. Sie wollten ihr Fest mit den Menschen feiern, für die sie sich in ihrem Alltag engagieren: Viele Bewohner des Heimes waren in der Kirche und beim anschließenden Beisammensein im Pfarrheim dabei. Dieser Nachmittag und die ganze Entwicklung von Jörg, die ich seit Abitur „von fern“ beobachten konnte, hat mich sehr beeindruckt. In der Weise, wie er seine Berufung gefunden hat, wie er jetzt versucht, sie zu leben, zeigt sich für mich diese Bewegung zu den „Witwen und Waisen“, die der erste konkrete Schritt ist in der Berufungsgeschichte des Elija, die im sakramentalen Amt repräsentiert wird und die zu christlicher Berufung überhaupt hinzu gehört.

V.

Das Beispiel von Jörg, von San Egidio und von vielen anderen Menschen in den Gemeinden, in den Verbänden und geistlichen Gemeinschaften weist mich ganz deutlich darauf hin, daß die Solidarität mit den Benachteiligten eine große Chance für jeden einzelnen sein kann, die Tiefe unseres Glaubens zu erschließen. Wenn wir heute über Elija nachdenken, der zur Witwe von Sarepta und ihrem Sohn gesendet wird, dann kann das die Einladung sein, diese Dimension unserer eigenen Berufung zu entdecken, vielleicht freizulegen von manch anderem, was sie überlagert. Es kann die Einladung sein, diese Dimension unserer Berufung neu in den Blick zu nehmen und zu suchen, wie wir sie umsetzen und leben können.

Bei den Armen zu sein – in welcher Weise auch immer wir das erleben können – das kann eine Dimension unseres Menschseins erschließen, die jenseits des alltäglichen Suchens nach Erfolg und Anerkennung, nach Durchsetzen der eigenen Interessen und dem beständigen Vorspielgen eigener Überlegenheit liegt, den das Spiel der Gesellschaft, des Arbeitsmarktes, ja manchmal sogar der menschlichen Beziehungen von uns verlangt. Das kann eine Dimension erschließen, in der wir sensibel sind für den Ruf Gottes, der uns zu uns selbst kommen lassen will; der uns da trifft, wo wir wirklich sind.

Der Hinweis auf die „Profis“ der Sorge für die Armen, die es natürlich in unserer Kirche gibt: in den Caritasverbänden, in den Ordensgemeinschaften – dieser Hinweis mindert diesen

Anspruch an die einzelne Christin, den einzelnen Christen nicht, sondern kann ihn eher noch verstärken

Die Solidarität mit Benachteiligten ist nicht nur eine Chance für den einzelnen, sondern auch für die Kirche als ganze. Meinungsumfragen in den letzten Jahren haben immer wieder gezeigt, daß das karitative Handeln der Kirche in der Öffentlichkeit sehr positiv wahrgenommen wird. Die „Caritas“ als Institution steht in der Rangliste des öffentlichen Ansehens immer wieder weit vor der Institution „katholische Kirche“. Es muß unser aller Anliegen sein, die Verbindung dessen, was die Caritas tut, mit dem, was wir als Kirche insgesamt tun, deutlicher werden zu lassen. Es muß deutlicher werden – nach innen, wie nach außen -, daß die Caritas nicht ein Wettbewerber unter anderen auf dem immer größer und härter werdenden Markt der Anbieter sozialer Dienstleistungen ist. Es muß deutlicher werden, daß die Caritas mit ihrem professionellen Know-How etwas tut, was zum inneren Zentrum christlicher Berufung gehört: den Armen nahe zu sein. Nicht zuerst weil ein Gebot Gottes uns eben dazu auffordert, sondern weil diese Bewegung zu den „Witwen und Waisen“ aus dem Herz Gottes selbst kommt. Ich weiß, daß es im Caritasverband deutliche Bemühungen gibt, diese Verbindung stärker zu betonen – aber auch wir alle können zu dieser Verknüpfung mit unserer Aufmerksamkeit, mit unserem Eintreten in der Öffentlichkeit beitragen.

Die Kirche als ganze *ist* stark in der Sorge für die Armen. Je deutlicher das in der Gesellschaft wird, desto anziehender kann die Kirche auch werden für Menschen, die nach ihrer Berufung suchen, die in der Solidarität mit Armen und Benachteiligten eine Dimension ihres Lebens erkennen, die sie über das hinausführt, was sie in unserer Welt sonst erfahren und erleiden müssen.

In der Sendung des Elija zur Witwe von Sarepta und ihrem Sohn wird sein Berufungsweg konkret. Gott macht dem Propheten und uns allen in der Geschichte des Elija, wie sie das Erste Buch der Könige überliefert, deutlich: Zu jeder Berufung gehört die Sendung zu den „Witwen und Waisen“, gehört die Solidarität mit den Benachteiligten, mit denen, die am Rande der Gesellschaft stehen. Weil das die Bewegung Gottes selber ist. Amen.

Stephan Lüttich